

john stephens

das gefühl ist immer das wichtigste

Das Bürogebäude im Herzen der Hamburger Trabantenstadt »Osdorfer Born« versprüht den Charme der späten 60er Jahre. Hier wohnt er also, wenn er in Hamburg ist. Er, das ist der bekannte Saxofonist, Bandleader und Komponist John Stephens aus Los Angeles (USA). »Du bist ein wenig zu früh«, ruft der musikalische Tausendsassa mir erstaunt entgegen, als er die Wohnungstür öffnet.

Seit drei Monaten reist Stephens durch Deutschland, um Freunde zu besuchen und Kontakte zu knüpfen. »Ich wollte auch mal wissen, wie ich hier in Deutschland arbeiten kann«, sagt er und schenkt uns je eine Tasse Kaffee ein. In Amerika hat Stephens mit fast allen Größen der Jazzszene gespielt – Ella Fitzgerald, Marla Gibbs, Benny Carter, Lena Horne, Gerald Wilson, Buddy Colette oder Dizzy Gillespie und Stevie Wonder. Gelegentlich unterstützt der Botschafter in Sachen Musik auch Kollegen anderer Sparten wie Tina Turner, mit der er die Soundtracks zu ihrem Film »What's Love got to do with it« einspielte. Außerdem gründete er die »Band of China« und die Produktionsfirma Stephens Productions. Auch in Europa hat er bereits gearbeitet, etwa in der Show »Wild Women Blues«. Die Philharmoniker der Gruppe »Blechsaden« um Bob Ross und er planen außerdem gemeinsame Projekte.

»Was ist eigentlich der Hauptunterschied zwischen amerikanischen und europäischen oder deutschen Musikern?«, will ich wissen. John überlegt einige Sekunden, lehnt sich auf dem Sofa zurück und lacht lauthals los: »Gute Frage. Ich denke, es gibt keinen großen Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Musikern. In Los Angeles hast du zwar mehr Personen, die offener auf dich zugehen als in Deutschland, aber das ist wohl eher ein kulturelles Phänomen der gesamten Gesellschaft als eines zwischen Musikern. Genau wie meine amerikanischen Kollegen wollen die meisten europäischen Interpreten ihr Publikum mit ihrem Spiel begeistern und geliebt werden.« Aber die amerikanischen Spieler gehen anders



miteinander um als ihre europäischen Kollegen: »Während du in den USA eher Einzelkämpfer unter den Musikern findest, verharren zahlreiche europäische Tonkünstler stark in einer Musikrichtung wie Jazz, Rock 'n' Roll oder Klassik. Grenzgänger gibt es kaum«, sagt Stephens und ergänzt: »Das ist schade, wir sollten viel mehr aufeinander zugehen, denn schließlich sitzen wir alle im gleichen Boot und können nur voneinander lernen. Wir müssen tolerant miteinander umgehen.«

Auch gingen die Amerikaner weniger in die Clubs und Konzerte als die Europäer, selbst wenn sie behaupten, sie würden sich für die Musikrichtung interessieren, die in dem Club gespielt wird. Das mache natürlich die »Alte Welt« für amerikanische Musiker – egal welcher Couleur – noch zusätzlich attraktiv. Die Ausbildung der Musiker verlaufe auf beiden Kontinenten hingegen annähernd gleich. Meistens beginnen auch die amerikanischen Bläser ihre Ausbildung während der Grundschulzeit – genau wie in Deutschland –, nur mit dem Unterschied, dass die amerikani-

schen Schulen keine Gelder vom Staat für die musikalische Ausbildung ihrer Schüler bekommen, sondern hier auf Spenden und Sponsoren angewiesen sind. Mittlerweile haben sich zahlreiche Stiftungen und Organisationen – etwa Jazz-America – des Problems amerikanischer Schulen angenommen und vergeben Förderpreise an die Bildungseinrichtungen, damit sie ihre Schüler musikalisch ausbilden können.

»Wichtig ist, dass die Lehrer ihren Schülern gute Grundlagen so vermitteln, dass die Schüler Spaß an ihrem Instrument haben«, sagt John Stephens. Nicht ganz ein-



fach, wenn man bedenkt, dass auch in der Bläsermusik zunehmend die Technik Einzug hält. »Gerade im Zeitalter der Minimischpulpe und Funkmikrofone kommt es darauf an«, mahnt Stephens, »dass die Musiker technisch perfekt spielen und trotzdem das Gefühl für die Musik nicht verlieren. Das Gefühl ist das Wichtigste.«

Silke Hamkens

Foto: Hamkens